

MeLiS

17



Miriam Langlotz / Nils Lehnert /  
Susanne Schul / Matthias Weßel  
(Hrsg.)

## SprachGefühl

Interdisziplinäre Perspektiven auf einen  
nur *scheinbar* altbekannten Begriff



PETER LANG  
EDITION

Miriam Langlotz/Nils Lehnert/Susanne Schul

## SprachGefühl – eine Einleitung

„Sprachgefühl“ – ein Ausdruck mit einer scheinbar offensichtlichen Bedeutung. Vermutlich hat jeder ein Gefühl<sup>1</sup> dafür, was darunter zu verstehen ist: Im allgemeinen Sprachgebrauch handelt es sich dabei um ein unreflektiertes Wissen, das intuitiv zur Bewertung von sprachlichen Äußerungen und deren Richtigkeit oder Akzeptabilität herangezogen wird. Diese Einschätzung erwächst aus der subjektiven Sicht der eigenen sprachlichen Erfahrung und bezieht sich auf die Auseinandersetzung mit eigenen oder fremden Sprachfähigkeiten, die bspw. zu folgenden Aussagen führen können: „Nach meinem Sprachgefühl ist dieser Satz richtig“ oder: „Mein Sprachgefühl sagt mir, diese Formulierung passt in diesem Kontext nicht“. Mit dem Begriff verbindet sich dementsprechend eine Art sprachlicher Bewertungsinstanz, welche die Übereinstimmung mit gelernten und vertrauten sprachlichen Normen abgleicht, abwägt, wertet und auf dieser Basis das hiervon Abweichende als störend, unverständlich oder unpassend beurteilt.

Dem von Jacob und Wilhelm Grimm initiierten *Deutschen Wörterbuch* zufolge findet sich diese Komposition von ‚Sprache‘ und ‚Gefühl‘ im Sinn einer subjektiven ‚Empfindung‘ sprachlicher Eignung erstmals vor etwa 200 Jahren, als der Pädagoge und Sprachforscher Joachim Heinrich Campe in der Vorrede zu seinem *Wörterbuch der Deutschen Sprache* selbstbewusst auf sein eigenes „Sprachgeföhle“ verweist:

In dem Innern der Artikel und in dem Zusammenhange der Rede, wo es nicht mehr auf die Verfachung der aufgeführten Wörter, sondern auf die Erklärung derselben und auf die Auseinanderfetzung ihrer Bedeutungen ankam, glaubte der Verfasser dieses Wörterbuches, und ich denke mit Recht, eben so gut, als jeder andere Schriftsteller, befugt zu sein, seinem eigenen Sprachgeföhle zu folgen [...].<sup>2</sup>

Eine solche produktionsästhetische Auseinandersetzung mit Sprachzeugnissen, mit der die Beurteilung sprachlicher Befähigung einhergeht und die auf eine kontextgebundene Erwartungshaltung von Produzenten und Rezipienten hindeutet, weist auch das *Deutsche Wörterbuch* unter dem Lemma „Sprachgefühl“ aus:

- 
- 1 Mit der Erforschung von ‚Gefühl‘ beschäftigen sich unterschiedliche Disziplinen sowohl der Geistes-, Kultur-, Sozial- und Gesellschaftswissenschaften als auch der Naturwissenschaften. Hierbei reicht die in diesem Zusammenhang in Anschlag gebrachte Terminologie des ‚Gefühls‘-Wortschatzes von bedeutungsverwandten Wörtern wie Empfindung, Stimmung, Affekt, Trieb, Leidenschaft und Passion, die aber je nach kulturhistorischem und interkulturellem Kontext ein breites Bedeutungsspektrum transportieren können, bis zu einem weit gefassten Emotions- oder Emotionalitäts-Begriff, der wiederholt als sogenannter ‚neutraler‘ Oberbegriff fungiert und eine Anschlussfähigkeit an gegenwärtige Theoriediskurse eröffnet. Je nach theoretischem und methodischem Zugang stehen diese Begriffe weitgehend synonym zur Beschreibung und Analyse emotionaler Phänomene und Abläufe nebeneinander, so dass Klassifikationsschwierigkeiten bspw. hinsichtlich einer Trennung von Quellen- und Beschreibungssprache ‚umgangen‘ werden, oder es lassen sich Versuche erkennen, klare Definitionen des terminologischen Gegenstands im Sinne einer differenzierenden Darstellung zu formulieren.
  - 2 Campe 1807, S. XVII.

im sprachgefühl des einzelnen menschen oder einer zeit ist die einzige wirkliche lebensquelle der sprache. ... das sprachgefühl hat übrigens mehr als eine gestalt. es erhebt sich zum theil aus sich selbst heraus zum sprachbewusstsein, andertheils bleibt es aber, und zwar zum grösseren theile im blossen sprachinstinct stecken.<sup>3</sup>

Zum einen bezieht sich diese Positionsbestimmung auf die bereits aufgerufene subjektive Empfindung, die sich an den Begriff grundsätzlich zu binden scheint, sie eröffnet zum anderen aber auch eine Wirkfähigkeit, die über den Einzelnen hinausreicht und auf eine ganze „zeit“ ausstrahlt. Während sich das „sprachgefühl“ zwar durch das einzelne Subjekt in Form eines unmittelbaren „sprachinstinct[s]“ konkretisiert, erweist es sich gleichzeitig ebenso als ein intersubjektives Konzept eines „sprachbewusstsein[s]“, das kulturhistorischen wie sozialen Bedingungen unterliegt.

Der vorliegende Sammelband widmet sich zunächst genau diesen im Alltagsverständnis präsenten Begriffsassoziationen mit ‚Sprachgefühl‘. Er tritt jedoch auch noch einmal bewusst einen Schritt von diesem etablierten Begriffsverständnis zurück und wendet sich der Bedeutungsvielfalt und den semantischen Möglichkeitsräumen zu, die sich aus der Kombination beider Begriffe – ‚Sprache‘ und ‚Gefühl‘ – ergeben können. Offensichtlich ist, dass es sich bei ‚Sprachgefühl‘ um ein Kompositum handelt, das für einen irgendwie gearteten Zusammenhang zwischen ‚Sprache‘ und ‚Gefühl‘ entsteht. Mit diesem Zusammenhang setzt sich der Sammelband im Folgenden aus interdisziplinären, vor allem geistes- und kulturwissenschaftlich geprägten Perspektiven kritisch auseinander, indem er jene Bedeutungsvarianten anhand verschiedenartiger Texte auslotet, so dass ein neuer Blick auf den nur *scheinbar* altbekannten Begriff SprachGefühl geworfen wird. Um die Mannigfaltigkeit dieses Kunst-Kompositums sichtbar zu machen, haben die Herausgeberinnen und Herausgeber für diesen Band die wortinterne Großschreibung typographisch als visuellen Teaser gewählt, der schriftsprachlich markiert, wann über die Bedeutung von ‚Sprachgefühl‘ im engeren Sinne hinausgegriffen wird.

Um sich diesem semantischen Möglichkeitsraum anzunähern und der Mehrdeutigkeit eines Zusammenspiels von ‚Sprache‘ und ‚Gefühl‘ auf die Spur zu kommen, wenden wir uns aber zunächst noch einmal dem ‚Ursprung‘ des Ausdrucks zu, wobei sich der Fokus darauf richtet, wie Bedeutung durch Kompositabildung entsteht. Komposition bezeichnet den Prozess, bei dem zwei wortfähige Konstituenten zu einem komplexen Wort zusammengesetzt werden, und damit eine Bedeutung für etwas geschaffen wird, das sich nicht mit einem ‚einfachen‘ Wort bezeichnen ließe. Damit dieser Prozess funktioniert, muss zwischen den zu kombinierenden Begriffen bereits eine gewisse semantische Kompatibilität bestehen. Da das Verhältnis der Konstituenten innerhalb eines Kompositums aber nicht so explizit ist, wie dies in einer Wortgruppe oder einem Satz der Fall wäre, bleibt im Prozess der Relationierung beider Konstituenten immer eine gewisse semantische Offenheit bestehen.<sup>4</sup> Hieraus ergeben sich mehrere Möglichkeiten der Bedeutungsbildung, deren Verschiedenartigkeit u. a. auf das jeweilige Verhältnis zurückzuführen ist, in dem sich Erst- und Zweitglied des Kompositums zueinander befinden. Ein Beispiel: Verena Klos stellt als Muster die Determinativkomposita Hundekuchen und Apfelkuchen einander gegenüber, denen das gleiche Zweitglied bzw. Grundwort ‚Kuchen‘ gemeinsam ist.

3 *Deutsches Wörterbuch* 1971, [Art.] Sprachgefühl, Sp. 2753.

4 Vgl. Fleischer/Barz 1995, S. 89.

Während es sich bei einem Apfelkuchen um einen Kuchen *aus* Äpfeln handelt, ist mit einem Hundekuchen ein solcher *für* Hunde gemeint.<sup>5</sup> Wie der Blick auf diese Bezugsformen verdeutlicht, gehört zum Verstehen eines bestimmten Kompositums immer auch ein kulturelles Sprach- und Vorwissen dazu.<sup>6</sup>

Um diejenigen potentiellen Bedeutungsräume zu erschließen, die das Kunstwort SprachGefühl eröffnet, werden nun die semantischen Möglichkeiten bei der Kompositabildung genauer unter die Lupe genommen. Grundsätzlich kann zwischen den Determinativ- und den Kopulativkomposita in ihrer Bedeutungsbildung unterschieden werden. Das Determinativkompositum zeichnet sich dadurch aus, dass die erste Konstituente die zweite semantisch modifiziert und das gesamte Determinativkompositum immer eine Untermenge der durch das Zweitglied bezeichneten Entitäten benennt.<sup>7</sup> In dieser Lesart würde es sich beim ‚Sprachgefühl‘ also um eine bestimmte *Art von Gefühl* handeln. Das Verhältnis von Erstglied und Zweitglied kann beim Determinativkompositum jeweils unterschiedlich paraphrasiert werden, wie das Kuchen-Beispiel gezeigt hat. So lässt sich auch das Grundwort ‚Gefühl‘ über verschiedene Verhältnisse spezifizieren: Bei einem *Glücksgefühl* handelt es sich um ein Gefühl *des* Glücks, bei einem *Bauchgefühl* um ein Gefühl *aus* dem Bauch, bei einem *Ballgefühl* um ein Gefühl *für* den Ball und bei einem *Sicherheitsgefühl* um ein Gefühl *von* Sicherheit. Das Verhältnis der Konstituenten des SprachGefühls könnte demnach durch verschiedene Präpositionen spezifiziert werden, wobei das Gefühl *für* Sprache nur eine unter vielen ist.

Das von Johann Heinrich Zedler zwischen 1731 und 1750 herausgegebene *Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, welches als das umfangreichste enzyklopädische Werk im europäischen Raum des 18. Jahrhunderts gilt und eine bedeutende Quelle für das Wissen dieser Zeit darstellt, kennt noch gar keinen eigenständigen Artikel zum ‚Sprachgefühl‘. Allerdings ermöglicht es das *Universal-Lexicon*, den semantischen Fokus zuerst auf das determinative Grundwort ‚Gefühl‘ als Zweitglied des Kompositums scharf zu stellen, welches unter dem Lemma „Fühlen“ subsumiert wird.<sup>8</sup> Die beiden Begriffe bezeichnen dabei zunächst ihrer lateinischen Abstammung von *Tactus* gemäß den Inbegriff einer Sinnesleistung: Nämlich den Sinn, bei dem durch ein Tasten prüfend oder forschend berührt und abwägend begriffen, d. h. sinnlich empfunden wird:

Einer derer fünfß äußerlichen Sinne, der sich über den ganzen Leib ausbreitet. Diefes Sinn befindet sich nicht, wie die übrigen Sinne *præcife* an einem gewiffen Theile des Haupts, sondern wo beugfame *fibræ* vorkommen, da ist auch der Sitz des Fühlens.

5 Vgl. Klos 2011, S. 2. Schwieriger wird es, wenn sich die Bedeutung mancher Komposita überhaupt nicht mehr auf ihre jeweilige Ursprungsbedeutung zurückführen lässt, wie Verena Klos ausführt: So faltet ein Zitronenfalter bspw. keine Zitronen und ein Kammerjäger jagt auch keine Kammern. Hierbei handelt es sich um lexikalisierte Komposita, die durch ihre Zusammensetzung eine von den Einzelbestandteilen unabhängige lexikalische Bedeutung entwickelt haben (vgl. ebd.).

6 Witze erzeugen und erzielen häufig dadurch Komik, dass sie dieses kulturell spezifische Weltwissen zu leugnen vorgeben: Das sogenannte ‚Kinderschnitzel‘ bspw. ist eben ein *für* diese konzipiertes und kein *aus* diesen hergestelltes. Zugleich wird damit die Überzeitlichkeit der aktuellen kompositorischen Wortbedeutung in Frage gestellt.

7 Vgl. Günther 1979, S. 277.

8 Vgl. *Universal-Lexicon* 1738, [Art.] Fühlen, Gefühl, Sp. 2225–2232.

[...] Es befehlet aber das Fühlen darinne, daß der *Spiritus*, wenn die *Fibræ* der Haut, und anderer Theile durch einen *Contactum* angegriffen werden, nothwendig zugleich mit angegriffen werden müßfen.<sup>9</sup>

Folgt man dieser Begriffsbestimmung, so bezieht sich ein „Fühlen“ zunächst auf eine spezifische Sinneserfahrung, die auf das Werkzeug der Haut als taktilen Organon der Wahrnehmung und Bewertung der Beschaffenheit von Objekten, Gegenständen oder Körpern ausgerichtet erscheint, denn man kann „davon nicht eher Gewißheit erlangen, bis man diesen Körper entweder in die Hand nimmt, oder auf ein andern Theil des Leibes setzet“<sup>10</sup>. Vorsichtig gleiten die Finger also an den Strukturen des Untersuchungsgegenstands entlang, das „*Objectum* sind alle und jede Sachen, welche man in gemeinen Leben greiflich nennet“<sup>11</sup>. Im „Fühlen“ ertasten die Finger somit die ebenen oder unebenen, warmen oder kalten, nassen oder trockenen Oberflächen und spüren dem filigranen oder rauhen, weichen oder harten, schweren oder leichten, bewegten oder unbewegten Aufbau derselben nach. In diesem Prozess erahnen sie aber auch gleichzeitig deren Bedeutung, wie das *Universal-Lexicon* betont, denn durch die taktile Wahrnehmung des Objekts, „was dem Werck=Zeuge des Fühlens eine besondere Bewegung eindruck[t]“, wird auch gleichzeitig „eine solche *Idée* in der Seele erweck[t]“<sup>12</sup>. Das „Fühlen“ im Sinne der Empfindung äußerer Reize eröffnet somit einen Weg der sinnlichen Erkenntnis, der über das Er tasten einen bleibenden inneren Eindruck hinterläßt, welcher eine Brücke hin zum ‚Gefühl‘ als einem ‚Sinnesorgan‘ des Innern schlägt. Dank der Möglichkeit, die Beschaffenheit im wahrsten Sinn der Wortbedeutung zu *er-fassen*, bekommt man also auch ein Gespür für die Wesensart der Dinge. Und diese Fähigkeit läßt sich durch Wiederholung schärfen:

Allein es ist noch weit merckwürdiger, daß durch Übung die Werck=Zeuge des Gefühles so vollkommen gemacht werden, daß man auch die geringste Glätte und Rauigkeit derer Körper dadurch unterscheiden kan. Wie man denn besonders an einigen Blinden hat angemercket [...]. Es ist glaublich, daß solches nicht allein von dem sehr guten Gefühle, sondern vornemlich von der guten Aufmerksamheit und oftmaligen Wiederholung und Erfahrungheit dieser Leute herzuleiten sey.<sup>13</sup>

Diese Zuordnungen, die sich zunächst einmal auf eine materielle Dimension des ‚Erfühlens‘ von Formen und Bedeutungen zu beschränken scheinen, lassen sich im übertragenen Sinn aber auch auf die vielfältigen Dimensionen überführen, die sich aus der in diesem Sammelband vorgenommenen Verbindung von ‚Sprache‘ und ‚Gefühl‘ ergeben. Hierbei kommt die sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts herausbildende Bedeutungsverengung von ‚Gefühl‘ als einer inneren Empfindung mit einer subjektiven Erlebniskomponente zum Tragen. Gleichzeitig bleibt aber eine semantische Nähe zur taktilen, äußeren Sinnesleistung, zum Wahrnehmen und Nachspüren erhalten.<sup>14</sup> Das Changieren des Begriffs zwischen diesen Bedeutungsdimensionen umspannt ein weites Begriffsfeld, das wir über die titelgebende Bildkomposition in

9 Ebd., Sp. 2225 [Hervorhebung im Original in recte].

10 Ebd., Sp. 2228.

11 Ebd., Sp. 2225 [Hervorhebung im Original in recte].

12 Ebd., [Hervorhebung im Original in recte].

13 Ebd., Sp. 2226.

14 Vgl. Scheer 2001, S. 631f.

seiner Bedeutungsvielfalt einzufangen suchen: In der Brailleschrift lässt sich der dort geschriebene Begriff ‚Sprache‘ nämlich buchstäblich *erfühlen*. Das taktile ‚Gefühl‘ ist hierbei zum Organon geworden, um ‚Sprache‘ zu erfassen; das „Fühlen“ wird damit zur Voraussetzung, um ‚Sprache‘ wahrnehmen und verstehen zu können.

Kommen wir nun zurück zu der Frage, um welche Art von Kompositum es sich bei SprachGefühl überhaupt handeln könnte, so werden bei der Lesart als Kopulativkompositum Sprache und Gefühl in ein anderes semantisches Verhältnis gesetzt. Im Gegensatz zum Determinativkompositum besteht bei einem Kopulativkompositum ein parataktisches Verhältnis der einzelnen Begriffsglieder: Beide Konstituenten sind gleichwertig und vertauschbar; SprachGefühl in ‚kopulativer‘ Lesart wäre also als äquivalent mit GefühlsSprache zu verstehen. Unter diesem Gesichtspunkt lassen sich ‚Sprache‘ und ‚Gefühl‘ als reziprok zusammengehörig denken: Denn nicht nur die Option, dass das Gefühl Sprache *er-fassbar* macht, ist möglich, sondern auch die umgekehrte Denkoption, dass *in und durch* Sprache Gefühle *erfasst, empfunden* und *erzeugt* werden können. In der Emotionsforschung, die sich unter anderem diesem Zusammenhang widmet, gibt es zwei verschiedene Positionen:

Die, dass Emotionen empfunden werden können, bevor sie begrifflich benannt werden, und die, dass Emotionen erst mit einer sprachlichen Benennung überhaupt erfasst werden. Die erstere Auffassung würde eher einem biologistischen Verständnis von Emotionen entsprechen, die letztere einem kulturalistischen. Eine Einigung dieser Positionen besteht in der momentanen Emotionsforschung nicht.<sup>15</sup>

Ob es der Sprache bedarf oder nicht, um Gefühle tatsächlich *zu empfinden* – darüber können andere Disziplinen sich ein Urteil erlauben.<sup>16</sup> Wenn man den kleinsten gemeinsamen Nenner dieses Bands jedenfalls unter einer ‚GefühlsSprach-Analyse‘ bündelt, findet man mühelos einen Weg aus dem apodiktischen Dilemma: Alle mit ‚Gefühl‘ in Verbindung stehenden Äußerungen, Kulturtechniken, sprachlichen Repräsentations- und Präsentationsformen mit emotivem Anteil sind prinzipiell kultursemiotisch *als Text lesbar*,<sup>17</sup> sprachlich konservier- und mithin rekonstruier-, analysier- und interpretierbar. Die Metapher der ‚Körpersprache‘ trägt dieser Feststellung vielleicht besonders sinnfällig Rechnung, indem einem ‚stummen‘ Körper mit der Sprachfähigkeit auch die Potenz verliehen wird, wirklichkeitskonstituierende ‚Sprechakte‘ zu initiieren: Gestik, Mimik, Proxemik etc. sind zwar nonverbal – aber nichtsdestoweniger qua (teilweise) konventionalisiertem Zeichensystem *sprachlich*. Ein in der Ecke kauender Mensch mit weit aufgerissenen Augen, geweiteten Pupillen und einer abwehrenden Körperhaltung kann als Beispiel dafür dienen, dass eine spezifische ‚Körpersprache‘ als alltagsweltlicher Ausdruck eines Angst-‚Gefühls‘ – wahrscheinlich sogar transkulturell und überzeitlich – in der

15 Vgl. Poppe 2012, S. 16.

16 Die Frage danach, ob es überhaupt ein ‚Fühlen‘ jenseits von ‚Sprache‘ geben kann, müsste nach den Diskussionen rund um den ‚linguistic turn‘ und die Positionen des Konstruktivismus eher mit ‚Nein‘ zu beantworten sein. Luc Ciompi verweist auf ethnologische Beobachtungen, „wonach Gefühle, für die es keinen sprachlichen Ausdruck gibt, offenbar gleichsam gar nicht existieren“ (Ciompi 1997, S. 82). Man sollte sich die Möglichkeit einer der ‚Sprache‘ vorgängigen bzw. der ‚Sprache‘ auch unzugänglichen Gefühlswelt aber zumindest offenhalten (vgl. Schnell 2004, S. 186).

17 Vgl. Bachmann-Medick 2004.

Lage sein kann, auch nonverbal gängige Kommunikationsmodelle zu bedienen.<sup>18</sup> Nicht nur die *digitale*, wortverwendende, sondern auch die *analoge Kommunikation*<sup>19</sup> ist also als ‚Behälter‘ für den sprachlichen Transport von Gefühlen durchaus tauglich; der verbale Hilferuf kann auch nonverbal substituiert werden. Sprache in ihren unterschiedlichen Varianten ist *der* Mittler zwischen Black-Box-Subjektivität und intersubjektivem Gefühlstransfer schlechthin:

Mittels der Sprache drücken wir unsere intern und subjektiv erfahrenen Gefühle aus: In sprachlichen Äußerungen erhalten Emotionen eine bestimmte Repräsentation und werden somit für andere mitteilbar. Das Verhältnis von Sprache und Emotion, von kognitivem Kenntnissystem und konzeptueller Gefühlswelt ist somit einer der wichtigsten Phänomenbereiche, wenn man den Menschen als Menschen verstehen will.<sup>20</sup>

Allerdings klingt hier und andernorts das Kernproblem semiotischer Transformationen und mithin ein etwas naives Sender-Empfänger-Modell an, da eine „bestimmte Repräsentation“ eben nur *eine bestimmte* und nicht die einzig mögliche – geschweige denn die adäquateste (wenn es diese überhaupt gibt) – darstellt. „Die Expressivität der Sprache, d. h. ihre Fähigkeit, neben Gedanken auch ‚Gefühle‘ und emotionale Einstellungen der kommunizierenden Personen auszudrücken [...]“<sup>21</sup>, darf nicht leichtfertig mit der Annahme kurzgeschlossen werden, dass Gefühle ohne ‚Rauschen‘ zunächst in Sprache *übersetzt* und schließlich sprachlich codifizierte Emotionen wieder in reales Fühlen *überführt* werden könnten. Nicht zuletzt kulturhistorische Entwicklungen, Kontextverschiebungen und viele weitere ‚Störfaktoren‘ lassen die Hoffnung platzen, Gefühle *eins zu eins* sprachlich festhalten, schriftlich fixieren und theoretisch bis ans Ende der Zeit tradieren zu können. Gerade diese Bestandsaufnahme aber ermöglicht überhaupt erst die interdisziplinär und diachron gewinnbringende Beschäftigung mit SprachGefühl: Wie beengt wäre die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Sprache und Text in der Gefühlskommunikation, wenn die emotionale Bedeutung bereits fix und fertig festgeschrieben wäre? Gefühle werden in Sprache und schriftlichen Texten nicht nur *thematisiert* und *präsentiert*,<sup>22</sup> sondern sie *erschaffen* sogar (gefühlte und fühlbare) Wirklichkeit, machen Emotionalisierungsangebote an Hörer und Leser und rufen Gefühle tatsächlich hervor. Nicht zuletzt sind Gefühle der Anlass dafür gewesen, dass unzählige Texte und Sprechakte das Licht der Welt erblickt bzw. das Ohr des Hörers getroffen haben.

Unter dem Kompositum SprachGefühl wendet sich der vorliegende Sammelband mit seinen geistes- und kulturwissenschaftlichen Beiträgen nun den vielfältigen Spielarten zu, die Sprache als Speichermedium und Aushandlungsort von Gefühlen eröffnet. Hans-Jürgen Heringer proklamiert für Komposita mit zwei nominalen Elementen,

---

18 Im Sinne Bühlers bspw. *schlechtestenfalls* Ausdrucks- und Appellseite. Auffällig häufig lässt sich nonverbal sogar eine Referenz auf die Umwelt inferieren (vgl. Bühler 1999). Vgl. zur Abgrenzung differenter Codierungsformen von Gefühlen in der Emotionsforschung Schnell 2004, S. 179.

19 Vgl. Watzlawick/Bavelas/Jackson 2000.

20 Schwarz-Friesel 2007, S. 1.

21 Konstantinidou 1997, S. vii.

22 Vgl. Winko 2003a.

diese seien als „schwarze Löcher mit unwiderstehlichem Deutungssog“<sup>23</sup> anzusehen. In diesen Deutungssog einer vieldeutigen Verquickung von ‚Sprache‘ und ‚Gefühl‘, ‚Sprachgefühl‘ und ‚Gefühlssprache‘ möchten wir uns anhand systematischer wie exemplarischer Analysen begeben. Die Offenheit der Ausdrucksbedeutung von SprachGefühl machen sich die Beiträge dieses Bandes dabei auf unterschiedlichste Weise zunutze. Im Wesentlichen lassen sie sich unter der Trias: Gefühl *für* Sprache, Gefühl *in* Sprache und Gefühl *durch* Sprache zusammenfassen und in ihren Gemeinsamkeiten beschreiben. In dieser Gliederung konfigurieren diese drei Bedeutungsbestandteile als Cluster auch den Aufbau des Sammelbands.

## SprachGefühl – Gefühl *für* Sprache

Ein Gefühl *für* Sprache zu haben, ist eine Fähigkeit, die in unserer Gesellschaft augenscheinlich einen hohen Stellenwert hat. Wie bereits Gerd Antos 1994<sup>24</sup> festhält, wächst – u. a. aufgrund der zunehmenden technischen Vernetzung – der Zwang zur schnelleren und vermehrten Kommunikation, d. h. auch zur schnelleren und effektiveren Sprachproduktion. Demnach steht immer weniger Zeit zur Planung und Überarbeitung einer sprachlichen Äußerung zur Verfügung, in deren Rahmen die produzierte Äußerung noch einmal überprüft und korrigiert werden kann. Ein spontanes Gefühl *für* Sprache zu haben, ist also umso wichtiger; das gilt besonders für die Sprachproduktion in beruflichen oder öffentlichen Kontexten. Diese Anforderung zeigt sich auch in aktuellen Stellenausschreibungen, in denen ein Gefühl *für* Sprache als Einstellungsvoraussetzung von Bewerberinnen und Bewerbern gefordert bzw. als Erfolgsfaktor für den Beruf beschrieben wird:

Gesucht werden junge Studentinnen und Studenten, die Initiative zeigen, *Gefühl für Sprache* haben, analytisch denken und selbständig arbeiten. (nquire.at)

Wenn Sie Informatiker/in oder kompetente/r *Quereinsteiger/in* mit einem sicheren *Gefühl für Sprache* sind, freuen wir uns auf Ihre Bewerbung, per Mail oder schriftlich. (speechconcept.com)

Maßgeblich für Ihren beruflichen Erfolg ist, dass Sie ein Gespür für den richtigen Umgang mit Menschen haben, *Gefühl für die deutsche Sprache* besitzen und sicher in der Rechtschreibung sind. (notare-wahl-adrian.de)

Obwohl das Gefühl *für* Sprache in unserer Gesellschaft ein Kriterium für berufliche Qualifikation und möglichen Erfolg ist, spiegelt sich diese Relevanz in der linguistischen Fachliteratur indes nicht unbedingt wider: Forschung, die tatsächlich unter dem Terminus ‚Sprachgefühl‘ erfolgt, gibt es bisher kaum. Diesen Befund stellen bereits Hans-Martin Gauger und Wulf Oesterreicher 1982, indem sie konstatieren, die „Linguistik zeigt sich hinsichtlich des Begriffs ‚Sprachgefühl‘ uninteressiert bis ablehnend.“<sup>25</sup> Bis heute hat sich an dieser Tatsache wenig geändert. Gauger und Oesterreicher nehmen als Grund für dieses mangelnde Interesse an, dass sich die Linguistik als „strenge“ Disziplin ungern mit so etwas Subjektivem wie einem Gefühl beschäftige.<sup>26</sup>

23 Heringer 1984, S. 10.

24 Vgl. Antos 1994, S. 106f.

25 Gauger/Oesterreicher 1982, S. 28.

26 Vgl. ebd.



Die wenigen bestehenden Definitionen lassen sich weitgehend zwei Perspektiven zu ordnen: der intrasubjektiven Perspektive von „sprachinstinct“ und der intersubjektiven Perspektive eines „sprachbewusstseins“<sup>27</sup>. Aus der intrasubjektiven Perspektive wird das ‚Sprachgefühl‘ beschrieben als intuitives, individuelles Urteil über Sprache,<sup>28</sup> die intersubjektive Auffassung erfasst das ‚Sprachgefühl‘ als Kenntnis der Norm, die wiederum Teil des sozialen und kulturhistorischen Phänomens ‚Sprache‘ ist.<sup>29</sup>

Ein Vertreter der ersten Auffassung ist Noam Chomsky, der von einer sprachlichen Intuition des geborenen Sprechers ausgeht.<sup>30</sup> Gauger und Oesterreicher stellen fest, dass man Chomskys Terminus ‚Intuition‘ als Synonym für ‚Gefühl‘ betrachten dürfe, und Chomsky somit einer der wenigen Linguisten sei, der sich tatsächlich mit dem ‚Sprachgefühl‘ beschäftigt habe.<sup>31</sup> Nach Chomskys Vorstellung ermöglicht die angeborene Kompetenz eines Sprechers die intuitive Beurteilung einer sprachlichen Äußerung. Er geht allerdings von einem idealen Sprecher aus, der in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft lebt. Eine solche Homogenität ist jedoch in einer natürlichen Sprachgemeinschaft nicht angelegt, in der es immer Varietäten gibt, z. B. im Rahmen von Kommunikationsstilen oder auch Dialekten. Eine natürliche, lebendige Sprache besteht nach Eugenio Coseriu als System von Subsystemen, die sich räumlich (z. B. Dialekt), soziokulturell (z. B. Jugendsprache) und hinsichtlich der Kommunikationssituation (z. B. Bewerbungsschreiben) unterscheiden lassen.<sup>32</sup>

Danach lässt sich ‚Sprachgefühl‘ als das Urteil eines Sprechers darüber verstehen, was die ‚normale‘, die geläufige Realisierung innerhalb einer Auswahl verschiedener Varianten ist. Die ‚normale‘ Realisierung bezeichnet Coseriu als diejenige Sprachnorm, die seiner Auffassung nach Bestandteil jeder Einzelsprache und damit ein historisches Kulturprodukt ist. Bei dem Urteil darüber, was zur Norm gehört, greift der Sprecher auf sein Sprachwissen und seine Spracherfahrungen zurück. In diesem Sinn kann ‚Sprachgefühl‘ als interindividuelles Konzept gelten, das eine Kenntnis der Norm voraussetzt, und durch die Vielfalt des Deutschen in seinen verschiedenen Ausprägungen von Dialekten, Soziolekten oder Fachsprachen bedingt wird. Denn das ‚Sprachgefühl‘ kommt überhaupt nur dann zum Einsatz, wenn es ein Nebeneinander an Varianten gibt und der Sprecher sich für eine Version als die normgerechte bzw. standardsprachliche zu entscheiden hat.<sup>33</sup>

Die folgenden Beiträge dieses Clusters untersuchen und diskutieren SprachGefühl als Gefühl *für* Sprache aus linguistischer, sprachdidaktischer, literaturwissenschaftlicher und philosophischer Perspektive und dies sowohl theoretisch als auch empirisch. Die Beiträge setzen dabei verschiedene Schwerpunkte: zum einen die Diskussion des Grundworts ‚Gefühl‘ im engeren Sinn als Bestandteil des ‚Sprachgefühls‘, zum anderen die Untersuchung der Bedingungen des Erwerbs bzw. des Vorhandenseins von ‚Sprachgefühl‘.

Der germanistische Linguist REINHARD FIEHLER nutzt die terminologische Karriere des Begriffs als Einstieg zu seinem Beitrag *Ist das Sprachgefühl ein Gefühl?* und stellt fest, dass andere Komposita wie ‚Sprachkompetenz‘ und ‚Sprachbewusstsein‘,

27 *Deutsches Wörterbuch* 1971, [Art.] Sprachgefühl, Sp. 2753.

28 Vgl. Lewandowski 1985 u. vgl. Molitor 2000.

29 Vgl. Gauger/Oesterreicher 1982 u. vgl. Kainz 1956.

30 Vgl. Chomsky 1986.

31 Vgl. Gauger/Oesterreicher 1982, S. 29.

32 Vgl. Coseriu 1988, S. 25.

33 Vgl. dazu auch Gauger/Oesterreicher 1982, S. 44.

die zwar für etwas Ähnliches stehen können, jedoch nicht das ‚Gefühl‘ als Zweitglied führen, deutlich häufiger verwendet werden. Die Frage, wie eng der Zusammenhang zwischen ‚Sprachgefühl‘ und Gefühl i. S. von Emotion nun eigentlich sei, steht im Zentrum seines Beitrags. Dazu erläutert FIEHLER zunächst unterschiedliche Konzeptualisierungen von ‚Gefühl‘ bzw. ‚Emotion‘ und prüft anschließend, wie diese mit dem von ihm definierten Konzept von ‚Sprachgefühl‘ in Übereinstimmung zu bringen sind. Eine Schnittmenge sieht er darin, dass es sich bei beiden um spezielle Formen inneren Erlebens handelt. Das von ihm entwickelte Modell von ‚Sprachgefühl‘ als Emotion stellt er abschließend den wichtigsten Begriffs-Definitionen seit Anfang des 20. Jahrhunderts vergleichend gegenüber.

Wenn nun davon ausgegangen werden kann, dass jeder Mensch über ein solches ‚Sprachgefühl‘ verfügt, stellt sich auch unmittelbar die Frage nach dem ontogenetischen Erwerb bzw. der Entwicklung eines solchen. Diese Perspektive liegt dem Aufsatz *Ein Gefühl für Texte? Eine Untersuchung der argumentativen Textgestaltungsfähigkeiten von Schülern* der germanistischen Linguistin MIRIAM LANGLOTZ zugrunde, die darin textlinguistische ebenso wie sprachdidaktische Fragen aufgreift. LANGLOTZ untersucht das ‚Sprachgefühl‘ von Schülern qualitativ durch grammatische Textanalysen der Textsorte Argumentation. Ihr Schwerpunkt liegt auf der Untersuchung argumentationsspezifischer literaler Prozeduren, mithilfe derer sie u. a. der Frage nachgeht, ob sich äquivalent zum ‚Sprachgefühl‘ als Gefühl für Sätze auch ein Gefühl für Texte nachweisen lässt. Ein solches Gefühl für Texte ist ihren Ergebnissen zufolge als ein mehrdimensionales Konzept zu beschreiben, das aus verschiedenen Teilfähigkeiten besteht, die sukzessive erworben werden.

Kann man aber auch jenseits der eigenen Muttersprache ein ‚Sprachgefühl‘ ‚nachträglich‘ erwerben? Oder sind diesem Unterfangen (analog zum Fremd- und Zweitspracherwerb) gewisse Grenzen gesetzt? Diesen Fragen geht der germanistische Literaturwissenschaftler MATTHIAS WEßEL in seinem Aufsatz mit dem Titel *„Eine Sprache, die Nichtengländer für englisch halten“ – Zum literarischen Sprachwechsel der Exilautoren Arthur Koestler und Robert Neumann* nach. Am Beispiel der beiden ‚muttersprachlich deutschen‘ Exilautoren Arthur Koestler und Robert Neumann untersucht WEßEL im Rückgriff auf teils noch unveröffentlichtes (auto-)biographisches Textmaterial und Äußerungen von Zeitgenossen, wie sie ihr Gefühl für eine Literaturzweitsprache, ihr sekundäres ‚Sprachgefühl‘ sozusagen, individuell sukzessive erlangen, verfeinern und zu einem literaturbetrieblichen Standing im ‚Ausland‘ England ausbauen können. In der Verbindung von biographischer Affizierung und Sozialgeschichte liefert der Beitrag nicht nur die Begründung des jeweils vollzogenen Literatursprachwechsels, sondern bedenkt auch die damit einhergehenden Implikationen sowie die Selbst- und Fremdbewertung dieser alles andere als einfachen Transformation mit.

Ausgehend von der Frage, ob ein ‚Sprachgefühl‘ auch bei Primaten nachgewiesen werden könne, führt der theoretische Philosoph MARTIN BÖHNERT in seinem Beitrag *(K)ein Gefühl für Sprache. Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Erforschung von Sprache bei Primaten* eine fundamentalkritische philosophische Methodenreflexion durch. Am Beispiel einer Langzeitstudie mit dem Gorilla Koko stellt er zum einen fünf klassische Einwände vor, die gegen eine Sprachfähigkeit von Primaten sprechen, und unterzieht diese zum anderen einer methodischen Kritik, indem er ihren jeweiligen Gültigkeitsradius in Frage stellt. BÖHNERT problematisiert dabei dezidiert die einer vermeintlichen Objektivität verpflichtete, rein naturwissenschaftliche Herangehensweise. Als möglichen Ausweg aus dem aufgezeigten methodologischen

Dilemma regt er stattdessen an, eine geisteswissenschaftliche, dem Verstehen näherstehende Beschreibungs- und Interpretationsweise von empirischen Ergebnissen gegenüber der naturwissenschaftlichen Deutung stark zu machen. Hierdurch wird deutlich, dass die wissenschaftlichen ‚Brillen‘, mit denen die einzelnen Disziplinen operieren, das jeweilige Sichtfeld nicht nur eröffnen, sondern auch einschränken können, so dass sich ein ‚Brillenwechsel‘ als lohnende Herangehensweise erweisen könnte.

## SprachGefühl – Gefühl *in* Sprache

Ob man nun „jemandem aus dem Herzen spricht“ oder „seinem Ärger mit Worten Luft macht“ – beiden Redewendungen ist gemein, dass sie auf ein evidenten Zusammenwirken von sprachlichen Zeichenpraktiken und (symbolischen) Emotionsausdrücken verweisen. Gefühl *in* Worte bzw. *in* Sprache zu fassen, bedeutet somit, sich mit sprachlichen Formen, rhetorischen Strategien, poetischen Figurationen und verschiedenen medialen Vermittlungsformen von emotionalen Prozessen *in* Sprache auseinanderzusetzen. Daher wird im Folgenden ein Zugang über die sprachlichen Codierungen und symbolischen Repräsentationen von Emotionen in sprachlichen Äußerungen gewählt. Einem weiten Begriff von ‚Sprache‘ entsprechend verbindet sich mit dieser die gesamte Brandbreite an möglichen Zeichenpraktiken: Dazu gehören neben gesprochener und geschriebener Sprache sowie den somatischen Ausdrucksformen von Emotionen auch alle Arten von medialen Darstellungsmodalitäten.<sup>34</sup> In diesem Beitrags-Cluster steht indes fokussierter die Frage nach sprachlichen Gestaltungsmöglichkeiten von Emotionsmustern in differnten Textzeugnissen im Zentrum, die Gefühl *in* Sprache modellieren.

Dieser Anordnung liegt allerdings bereits eine doppelte Form der Codierung von Emotionen zugrunde: Die verbalen und nonverbalen Ausdrucksformen einer psychischen und physischen Befindlichkeit binden sich nämlich bereits in alltagsweltlichen Interaktionen an kulturhistorisch bedingte emotionale Verhaltensmuster, die bestimmte Gesten, Körperhaltungen, Gebärden und Worte für das Erleben eines Gefühls und das Handeln in einem bestimmten Gefühlszustand umfassen.<sup>35</sup> Ein subjektives Gefühl und der jeweilige emotionale Ausdruck desselben treten somit erst in vermittelter Form in Erscheinung. Die *in* Sprache mündlich oder schriftlich verhandelten Beschreibungen und deren Darstellungsmuster von Gefühl können den Zeichensystemen alltagsweltlicher Emotionsausdrücke zwar annähernd nachfolgen, sie können sie aber nicht *eins zu eins* abbilden.<sup>36</sup> Stattdessen werden sie aufgrund ihrer kontextabhängigen, gattungsspezifischen, strukturell-rhetorischen und möglicherweise poetischen Stilisierung noch einmal *sprachlich* transformiert.<sup>37</sup> Hiermit verknüpft sich die grundsätzliche Schwierigkeit, ein Gefühl *in* Sprache überhaupt zu artikulieren und *in* seiner Versprachlichung lesbar und sichtbar zu machen, so dass bestimmte Emotionsmuster in ihren differenzierten und komplexen Abstufungen oder Vermischungen in Sprache möglicherweise erst konstruiert werden können.<sup>38</sup>

---

34 Vgl. Kasten 2010, S. 10.

35 Vgl. Weber 2000, S. 144.

36 Vgl. Iser 1991, S. 511 u. vgl. Sieber 2008, S. 15.

37 Vgl. Schnell 2004, S. 177f.

38 Vgl. Winko 2003b, S. 341.

Aus einer diachronen, interkulturellen und gattungsübergreifenden Perspektive sollen zum einen die unterschiedlichen narrativen Darstellungsmuster und strukturellen Gestaltungsformen einer ‚Gefühlssprache‘ reflektiert werden, zum anderen stellt sich mit einer Poetisierung der Sprache die Frage danach, welche emotionalen Erfahrungen literarischen Figuren im fiktionalen Experimentierraum auch jenseits der Norm oder in innerpsychischen Dimensionen ermöglicht werden. Somit rücken die Komplexität der Emotionsdarstellung sowie die sprachlichen und textuellen Strategien der Emotionalisierung in den diversen Textsorten, Gattungen und Genres in den Fokus, besonders wenn historische, kulturelle und soziale Differenzen in der Repräsentation von Emotion eine Art Übersetzungsleistung einfordern, die auf ein mehrdeutiges Konzept von SprachGefühl verweist. Indem hierbei die komplexe Dynamik zwischen Zeichengebrauch und Emotionsgestaltung genauer in den Blick genommen wird, zeigt sich, wie in unterschiedlichen Kulturen, Gesellschaften und sozialen Gruppen Gefühl *in* Sprache benannt, dargestellt, beurteilt und generiert wird. Wie Gefühle innerhalb eines schriftsprachlichen Diskurses verhandelt werden, wie Gefühlsäußerungen und -darstellungen in spezifischer Weise codiert in Texte eingebettet sind und wie *in* der Sprache selbst (gefühlte) Wirklichkeit entstehen kann, damit setzen sich die Beiträge dieses Abschnitts auseinander.

Den erstgenannten Bereich behandelt die Studie *Zusammengehörigkeit als sprachlich konstruiertes Gefühl. Das Beispiel der peruanischen Identität* der romanistischen Linguistin SIMONE SÖRENSEN, denn ihr Interesse gilt nicht der individuellen Äußerung von Gefühlen, sondern deren Thematisierung, also der Verständigung über Gefühle innerhalb eines diskursiven Aushandlungsprozesses. Sie untersucht in ihrem Beitrag, wie ‚Stolz‘, verstanden als eine kollektive Emotion, im Diskurs zur peruanischen Identität eingesetzt wird. Der Fragestellung liegt ein Verständnis von Emotionen als einem komplexen Phänomen, das auch kognitive Anteile enthält, zugrunde. Darauf aufbauend analysiert SÖRENSEN ein Korpus aus Internet-Blogs, die sich thematisch mit der Konstitution einer peruanischen Gemeinschaftsidentität beschäftigen. Mit korpus- und diskurslinguistischen Methoden untersucht sie das spezifische Vorkommen und die jeweiligen Verwendungskontexte des Wortes ‚Stolz‘. SÖRENSEN kommt zu dem Schluss, dass das Konzept ‚Stolz‘ als eine ‚nationale Emotion‘ einen wichtigen Bestandteil kommunikativer Aushandlungsprozesse einer peruanischen Identität ausmacht. Ebenso zeigt sie durch ihre Untersuchung auf, dass diskurs- und korpuslinguistische Methoden den Zugriff auf versprachlichte Emotionen zumindest immer dann erlauben, wenn es um die Thematisierung kollektiver Emotionen geht.

Während es unmittelbar einleuchtet, dass ein Diskurs um die Aushandlung einer Gemeinschaftsidentität, insbesondere im Fall einer heterogenen sozialen Gruppe, emotive Komponenten enthält, so erscheint dies für wissenschaftliche Diskurse zunächst einmal weniger naheliegend. Die Sprache der Wissenschaft ist frei von Gefühlen, so zumindest die allgemeine Erwartungshaltung. Dass dies nicht immer zutrifft, zeigt die germanistische Linguistin NINA KALWA in ihrem Beitrag *Von „Frustrationserlebnissen gegenüber universaler Syntax“ – Emotionen in wissenschaftlichen Texten*. Zunächst legt sie am Beispiel eines literarischen Textes dar, wie Gefühle nicht nur mithilfe einzelner Lexeme sprachlich dargestellt, sondern wie *in* Texten Emotionen auch flächig entworfen werden können: nämlich über das In-Bezug-Setzen einzelner Komponenten im Textverlauf. Daran anschließend stellt sie den literarischen Entwürfen wissenschaftssprachliche Texte gegenüber und erläutert, wie sich im Vergleich der kommunikativen Kontexte die Konstitution von

emotiver Bedeutung unterscheidet. Wenn sie nämlich verschleiert und verborgen auftreten, so stellt sich die Frage, wie Emotionen *in* einer bestimmten sprachlichen Äußerung überhaupt nachweisbar sind. Die sprachwissenschaftliche Betrachtung von Emotionen in wissenschaftlichen Texten führt KALWA auf das Konzept der Mentalität nach Fritz Hermanns zurück und erschließt damit eine neue Untersuchungsmethode von wissenschaftlichen Mentalitäten.

Ebenfalls um ‚versteckte‘, bzw. gerade aus gegenwärtiger Sicht eher schwer entschlüsselbare Gefühle in Texten geht es in dem Beitrag *Gefühle jenseits der Sprache? Positionen der germanistischen Mediävistik am Beispiel von „Nibelungenlied“ und „Klage“*. Die germanistische Mediävistin ANDREA SIEBER befasst sich exemplarisch mit Gewaltdarstellungen und Emotionalisierungen in mittelhochdeutscher Heldenepik und spürt in einer grundsätzlich vergleichbaren Weise, allerdings mit einem historischen Textkorpus und mit einer literatur- und kulturwissenschaftlich ausgerichteten Methodik den codierten, also gewissermaßen ‚versteckten‘ Gefühlsausdrücken nach. Sie wendet sich in ihrem Beitrag der Differenz zwischen distanzierterem Erzählen über emotional determiniertes Gewalthandeln, einem Gefühl *in* Sprache, und dessen emotionalisierender Wirkung auf der Ebene der Rezeption, einem Gefühl *durch* Sprache, zu. SIEBER untersucht auf der Textebene, ob und wie mittelalterliche Literatur als Medium der Gefühlsdarstellung fungieren kann und wie in ihr Gefühl artikuliert oder gerade nicht artikuliert wird. Am historischen Textbeispiel fragt sie somit zum einen nach zeitspezifischen Ausdrucksmöglichkeiten und nach gattungsspezifischen Effekten emotionaler Über- und Untercodierung und nimmt zum anderen mediale Phänomene des Emotionsausdrucks jenseits der Sprache in den Blick.

Wie es möglich sein kann, mithilfe der Sprache Wirklichkeit zu erschaffen, untersucht hingegen der evangelische Theologe MATTHIAS PETZOLDT in seinem Beitrag (*Gefühlte?*) *Wirklichkeit durch Sprache – Theologische Reflexionen auf Wirklichkeit, die durch Sprache entsteht*. Welche Möglichkeiten der Wirklichkeitskonstruktion in Sprache gegeben sind, erläutert er anhand der Sprechakttheorie von John Austin und John R. Searle, die konstatieren, dass mithilfe von Sprache nicht nur Sachverhalte dargestellt werden können, sondern *in* ihr auch Handlungen vollzogen bzw. Tatsachen geschaffen werden können.<sup>39</sup> Dabei zeigt PETZOLDT auch auf, welche Bedeutung der Sprache im christlichen Glauben und in seiner textlichen wie rituellen Praxis zukommt und schlägt hierüber die Brücke zum Gefühl *in* Sprache, indem er diskutiert, ob es sich bei der durch Sprache geschaffenen Wirklichkeit lediglich um eine gefühlte handeln könnte. Dazu erörtert er das Wirklichkeitsverständnis des logischen Empirismus und stellt diesem das Konzept Searles kontrastiv gegenüber, wonach durchaus eine ‚fühlbare‘ Wirklichkeit mithilfe von Sprache geschaffen werden kann. So stellt er die Bedeutung performativer Sprechakte für die Konstitution von Glauben heraus: als die Macht des Wortes, in der wirklichkeitsschaffende Kraft liegt.

## SprachGefühl – Gefühl *durch* Sprache

In seiner laut *Duden* ersten Wortbedeutung kennzeichnet ‚durch‘ – durchaus direktional-lokal verstanden – „eine Bewegung, die auf der einen Seite in etwas hinein- und

---

39 Vgl. Austin 1968 u. vgl. Searle 1997.

auf der anderen Seite wieder herausführt<sup>40</sup>. Präziser lässt sich der Anspruch der in diesem Cluster versammelten emotionsbehafteten Theoreme und Beiträge kaum fassen, da sie alle auf ihre Weise zu beschreiben suchen, wie Gefühl „auf der einen Seite“ in konzeptualisierte Modelle der Gefühlsevokation oder allgemeiner: in sprachlich verfasste Texte „hinein- und auf der anderen Seite wieder heraus[]“ findet. Aufbauend auf dem Anliegen derjenigen Beiträge, die Gefühl *in* Sprache zum Gegenstand der Untersuchung machen, ist die Analyse von Gefühl *durch* Sprache zusätzlich am textuellen Ein- und Ausgang, also gewissermaßen an den emotionalen Schnittstellen Autor–Text und Text–Leser interessiert, wohingegen Gefühl *in* Sprache deiktisch als *dort*, im Innen- und Aushandlungsraum der Sprache, zwischen den Buchdeckeln, zwar lokalisierbar, aber eben statisch dort verbleibend (wiewohl selbstredend emotionsanalytisch veritabel deutbar) gedacht wird. Somit ergänzen die hier eingeordneten Beiträge die dominante Perspektive auf Texte um die Produzenten- und Rezipientenseite.

Dass Gefühl *durch* Sprache prinzipiell vermittelt und transportiert, hervorgerufen und sogar gezielt erzeugt werden kann, scheint einerseits fraglos, denkt man bspw. an Textsorten wie *Liebesbrief* oder *Witz*, die mit einer mehr oder minder bestimmten Intention *von* (einem) Produzenten *an* einen mehr oder minder festumrissenen Adressatenkreis mehr oder minder wirkungsvoll lanciert werden. Andererseits ist das Überbringen einer Gefühlsbotschaft analog zur Postwurfsendung oder der Emendation (der editionsphilologischen ‚Korrektur‘) nicht denkbar ohne Informationsverlust: Eselsohren (‚unangemessene‘ Sprache), Tintenkleckse und Schreibfehler (‚unpräzise‘ oder ‚fehlerhafte‘ Sprache), gebrochene Schrift (‚unzeitgemäße‘ Sprache) schieben sich wie Filter zwischen Sender und Empfänger. Ist das Gefühl erst einmal den entbehreungsreichen Weg durch die (Text-)Sprache gegangen, ist von ihm nicht mehr viel übrig, könnte man denken. Jedenfalls mutet die Vorstellung, am Ende der ‚Stillen Post‘ der den Kutschern überantworteten emotionalen ‚Substanz‘ unverändert wieder habhaft werden zu wollen, theoretisch wie lebenspraktisch weltfremd an. Einige Beiträge der literaturwissenschaftlichen Emotionsforschung<sup>41</sup> machen aus dieser Not indes eine Tugend: Wenn man nämlich den Blick umdreht und nachsieht, *wer wie was wann* in das System eingegeben hat, dann kann man näherungsweise bestimmen, was die emotionale Kommunikationskette zwischen Autor, Text und Leser mit dem raren Gut ‚Gefühl‘ so anstellt.

Wie genau also Gefühl *durch* Sprache erzeugt werden kann, wie Gefühl eben gerade nicht mittels einer Gefühlssprache erzeugt wird, obwohl Gefühl *in* Sprache *en masse* vorliegt, wie Gefühle eine eigene Sprache suchen, durch die sie mitteilbar und empfänglich werden, wo der Unterschied zwischen Manipulation an der Gefühlssprache und dem dabei im Hintergrund herrschenden SprachGefühl zu sehen ist – diesen Fragen entsprechend setzen die folgenden Beiträge ihre jeweiligen Untersuchungsschwerpunkte.

Die germanistischen Literaturwissenschaftler NILS LEHNERT und SUSANNE SCHUL operieren in ihrem Artikel *Gefühlvoll oder voller Gefühl? Literarische Liebesentwürfe und deren Sprachgewand aus einer diachronen Perspektive* im analytischen Grenzgebiet zwischen Älterer und Neuerer Literatur. Ihre komparative Untersuchung wendet

---

40 *Duden online*, [Art.] durch.

41 Vgl. dazu bspw. Anz 2007 oder Anz 2014 in diesem Band.

sich dabei zum einen Liebesentwürfen und deren Aushandlung bzw. Konstitution *in* Sprache zu und fokussiert zum anderen das Zustandekommen und die Wirkpotenziale des emotionalen und emotionalisierenden Sprachkleids der Liebe *durch* Sprache. Sie werfen einen vergleichend-diachronen Blick auf exemplarisch ausgewählte literarische Präsentations- und Thematisierungsmodi der ‚Sprachen der Liebe‘ im Mittelalter und in der Gegenwart. Damit eröffnen LEHNERT und SCHUL einen weiten Analysehorizont, der eine multiperspektivische Ausrichtung auf Gefühlssprachen erlaubt. Während sich die sprachliche Wendung ‚voller Gefühl‘ dabei auf der figuralen Text-Ebene verorten lässt, bezieht sich der Begriff ‚gefühlvoll‘ stärker auf die Ebene der narrativen Vermittlungstechnik *durch* Sprache und auf ihre rezeptionsästhetische Aneignung. Das Wechselspiel dieser Ebenen erzeugt eine spezifische Gefühlssprache ebenso wie ein Sprachgefühl, denen LEHNERT und SCHUL durch exemplarische Analysen am Beispiel eines zentralen Texts deutschsprachiger, mystischer Literatur des Mittelalters und eines Gegenwartsromans aus dem 21. Jahrhundert auf die Spur zu kommen versuchen.

In seinem Beitrag *Gefühl als Text? Möglichkeiten und Grenzen literaturwissenschaftlicher Emotionsforschung. Positionen der Neueren deutschen Literaturwissenschaft* benennt und problematisiert der germanistische Literaturwissenschaftler THOMAS ANZ einige symptomatische Lücken, die die literaturwissenschaftliche Emotionsforschung in puncto Sprache *durch* Gefühl bis dato offengelassen habe, um in einem zweiten Schritt Vorschläge zu deren systematischer Schließung/Füllung anzubieten. Denn obwohl die kulturwissenschaftliche Ausrichtung auf Repräsentationen von Gefühlen in ihren Formen der Vertextung (Gefühl *in* Sprache) wichtige Erträge zur historischen Kontextualisierung einer Gefühlssprache geliefert hat, weicht sie in der Regel der genauen Analyse dieser Emotionen aus oder unterschlägt die Emotionalisierung(sabsichten) realer Personen, die mit Literatur und Kunst umgehen. Der erste Schritt in die Richtung, wissenschaftlich fundierte Aussagen nicht nur über literarisch dargestellte oder präsentierte Emotionen zu machen, sondern auch über beim Schreiben eingesetzte literarische Emotionalisierungstechniken sowie ihre potentiellen und realen Effekte beim Lesen, ist nach ANZ eine *Literaturwissenschaftliche Text- und Emotionsanalyse* (LTE). Damit geraten ‚echte‘ Gefühle ‚lebender‘ Menschen wieder in den emotionsanalytischen Blick, damit wird Gefühl *durch* Sprache neu perspektiviert.

Einen der von Thomas Anz gewiesenen Wege literaturwissenschaftlicher Emotionsanalyse beschreibt die romanistische Literaturwissenschaftlerin JANINA KONOPATZKI. Anhand des posthum erschienenen Romans *2666* des Chilenen Roberto Bolaño untersucht sie in *108 Leichen und kaum Mitgefühl? Zur ästhetischen Erfahrung in Roberto Bolaños „2666“*, „La parte de los crimenes“ exemplarisch den vierten Teil des Romanzyklus darauf hin, wie der Autor, so die Kernthese, die ‚emotionale Involviertheit‘ der Leser durch eine mehr oder weniger bewusst – durch ein Spiel mit Schreibkonventionen – intendierte ‚Sprache ohne Gefühle‘ zu lenken versucht, und inwieweit es rezipientenseitig überhaupt möglich bzw. produzentenseitig beabsichtigt ist, sich als Leser in die Romanfiguren im Sinne eines Mitleid-Empfindens einzufühlen. Obwohl Gewalt- und Drogenexzesse, Täter-, Opfer- und Ermittlerperspektiven ausbuchstabiert werden, bleibt dem Leser ein ‚identifizierender‘ Zugang zu den Figuren nämlich wiederholt verwehrt, wie KONOPATZKI aus rezeptionsästhetischer Perspektive darlegt. Denjenigen vermutbaren Leserreaktionen, die nicht textimmanent basiert sind, nähert sie sich durch kulturhistorische und intertextuelle Kontextualisierung an.

Ausgehend von der Überzeugung, dass Emotionen gezielt bei Adressaten erzeugt werden können, zeichnet der germanistische Literaturwissenschaftler und Rhetoriker JOACHIM KNAPE in seinem Beitrag *Emotionssemantik oder Emotionsstilistik? Zur rhetorischen Theorie und Analytik des Emotionalen am Beispiel eines Einstein-Briefes* die Genese zweier Versionen des Briefes und der dabei (vermutlich) obwaltenden rhetorischen Kalküle nach. Wie also Gefühl *durch* Sprache operativ zu evozieren sei und welche (Text-) Strategien dabei zum Tragen kommen, führt KNAPE mit Rückgriffen auf antike Rhetoriker, die Sprechakttheorie sowie neuere und neueste Befunde aus den Kognitionswissenschaften aus. *En detail* wird an einem historischen Textbeispiel vorgeführt, wie qua autorseitig kalkulierten Einsatzes eines Emotionalstils Gefühl nicht nur *durch* Sprache ausgedrückt, sondern auch *durch* Sprache beim Rezipienten hervorgerufen werden kann. Mittels des Zusammenspiels von pragmatischen und propositionalen Satzinhalten in Bezug auf die globale Texthandlung, die einem bestimmten Produktionskalkül untersteht, kann – bestenfalls – eine intendierte emotionale Botschaft an das Gefühl des Lesers in Sprache codiert, in den Text eingebettet und glaubhaft vom Produzenten *durch* Sprache an den Rezipienten adressiert und übermittelt werden.

## Literaturverzeichnis

### Sekundärliteratur

- Antos, Gerd: Die Produktion schriftlicher Texte. In: Günther, Hartmut/Wiegand, Herbert E. (Hrsg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 10. Bd. 2. Berlin/New York 1994, S. 1527–1535.
- Anz, Thomas: Kulturtechniken der Emotionalisierung. Beobachtungen, Reflexionen und Vorschläge zur literaturwissenschaftlichen Gefühlsforschung: In: Eibl, Karl/Mellmann, Katja/Zymner, Rüdiger (Hrsg.): *Im Rücken der Kulturen*. Paderborn 2007 (= *Poetogenesis* 5), S. 207–239.
- Anz, Thomas: Gefühl als Text? Möglichkeiten und Grenzen literaturwissenschaftlicher Emotionsforschung. Positionen der Neueren deutschen Literaturwissenschaft. In: Langlotz, Miriam/Lehnert, Nils/Schul, Susanne/Weßel, Matthias (Hrsg.): *SprachGefühl – Interdisziplinäre Perspektiven auf einen nur scheinbar altbekannten Begriff*. Frankfurt a. M. 2014 (= *MeLis* 17), S. 253–265.
- Austin, John L.: Performative und konstatierende Äußerung. In: Bubner, Rüdiger (Hrsg.): *Sprache und Analysis. Texte zur englischen Philosophie der Gegenwart*. Göttingen 1968.
- Bachmann-Medick, Doris (Hrsg.): *Kultur als Text – die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*. 2., aktualisierte Aufl. Tübingen/Basel 2004.
- Bühler, Karl: *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Unveränderter Neudruck der 3. Aufl. Stuttgart 1999.
- Campe, Joachim Heinrich: *Wörterbuch der Deutschen Sprache. Erfter Theil A – bis – E. Vorrede*. Braunfchweig 1807, S. V–XXIII.
- Chomsky, Noam: *Knowledge of Language: Its Nature, Origin and Use*. New York 1986.
- Coseriu, Eugenio: *Sprachkompetenz. Grundzüge einer Theorie des Sprechens*. Bearb. u. hrsg. v. Heinrich Weber. Tübingen 1988.